

AXEL GASCHÉ



DER RUF VON  
BLUT UND  
FEUER

GEDANKENREICH VERLAG

# Inhaltsverzeichnis

Prolog  
Kapitel 1  
Kapitel 2  
Kapitel 3  
Kapitel 4  
Kapitel 5  
Kapitel 6  
Kapitel 7  
Kapitel 8  
Kapitel 9  
Kapitel 10  
Kapitel 11  
Kapitel 12  
Kapitel 13  
Kapitel 14  
Kapitel 15  
Kapitel 16  
Kapitel 17  
Kapitel 18  
Kapitel 19  
Kapitel 20  
Kapitel 21  
Kapitel 22  
Kapitel 23  
Kapitel 24  
Kapitel 25  
Kapitel 26  
Kapitel 27  
Kapitel 28  
Kapitel 29  
Kapitel 30  
Kapitel 31

Kapitel 32  
Kapitel 33  
Kapitel 34  
Kapitel 35  
Kapitel 36  
Kapitel 37  
Kapitel 38  
Kapitel 39  
Kapitel 40  
Kapitel 41  
Kapitel 42  
Kapitel 43  
Kapitel 44  
Kapitel 45  
Kapitel 46  
Kapitel 47  
Kapitel 48  
Danksagung

GedankenReich Verlag  
N. Reichow  
Neumarkstraße 31  
44359 Dortmund  
[www.gedankenreich-verlag.de](http://www.gedankenreich-verlag.de)

DER RUF VON BLUT UND FEUER

Text © Axel Gasché, 2022  
Cover & Umschlaggestaltung: Phantasmal Image

Lektorat: A.C. LoClair  
Korrektur: Die Buchstabenflüsterin  
Satz/Layout: Phantasmal Image  
Covergrafiken © shutterstock  
Innengrafiken © shutterstock  
E-Book: Grit Bomhauer

ISBN: 978-3-947147-80-9

© GedankenReich Verlag, 2022  
Alle Rechte vorbehalten.

Dies ist eine fiktive Geschichte.  
Ähnlichkeiten mit lebenden oder verstorbenen Personen sind zufällig und nicht beabsichtigt.

AXEL GASCHÉ



GEDANKEN  
REICH



MEINER  
LIEBEN  
MUTTER  
GEWIDMET.



## PROLOG

**M**eine Geschichte beginnt in den schmutzigen Gassen von Winterburg. Dort, wo das Kopfsteinpflaster von Dreck verkrustet ist und wo sich der ganze Mist aus den höhergelegenen Vierteln mit dem nächsten Regenguss anhäuft und man bis zu den Knöcheln durch die Scheiße von Menschen und Tieren wadet. Dort, in diesen Gassen lebte ich und ging meinem Handwerk nach. Ein Schneiderlein war ich. Von Lug und Betrug. Mit dem Gefühl der Freiheit in der Brust und einem Hunger, der sich nie ganz bezwingen ließ.

Ich könnte wohl sagen, dass es der Hunger war, der mich meinen Weg einschlagen ließ. Ich könnte sagen, dass es die Verzweiflung war, die mich in die Arme von Mitja, dem Totengräber trieb, vielleicht auch eine Mischung von beidem.

Doch je öfter ich darüber nachdenke, muss ich mir eingestehen, dass diese Umstände wohl nur der Tropfen waren, der das Fass zum Überlaufen brachte, ein langersehnter Vorwand, durch den ich die Gelegenheit bekam, meinen Trieben zu folgen.

Ich glaube, schon damals besaß ich ein sorgsam gehegtes Streben nach Macht und Beherrschung. Da war dieser Keim des Bösen, den ich nur schwer leugnen konnte. Eine Neigung zur Abscheulichkeit, die mir in den Nebeln meiner Kindheit zugeflogen war und die ich in mir aufzog wie ein Schwamm. Manchmal will es mir scheinen, als sei es Schicksal gewesen, dass ich Mitja traf.

Doch ich darf nichts vorwegnehmen. Alles muss erzählt werden. Die leichtfüßigen Anfänge der Unwissenheit bis hin zu den verstörenden Ereignissen, die mich diese Zeilen niederschreiben lassen.

Ich will vom Guten wie vom Schrecklichen berichten, ebenso von der tiefsitzenden Wurzel so mancher Ungerechtigkeit: der Einfältigkeit.

Denn einfältig war ich. Und vielleicht bin ich auch jetzt, am Ende meines Lebens angelangt, nichts anderes als einfältig genug, um diese Geschichte niederzuschreiben.



**E**s war zunächst nur ein Gefühl, dass er da war. Dieses Gefühl war greifbarer als alles, was mir geschärfte Sinne hätten vorgeben können. Ich spürte, dass da jemand war, unsichtbar zwar und dennoch, das konnte ich förmlich schmecken, jemand, der mich mit finsternen Augen und verstocktem Herzen beobachtete.

Ich klopfte Ziegel ab, suchte unter Fliesen nach versteckten Hohlräumen, sogar in den Überresten des Brunnens suchte ich nach dieser Bedrohung, diesem Schatten, den ich in meiner Nähe spürte und der einfach nicht zu fassen war.

*Da ist niemand,* redete ich mir Mut zu. *Du verlierst die Nerven in der Dunkelheit. Niemand kann dich hier finden.*

Doch da war jemand. Seit zwei Tagen und zwei viel längeren Nächten schon ahnte ich, dass ich nicht mehr allein in meiner Ruine war. Und dieser Gedanke nagte an mir wie kein zweiter.

Sechs Jahre lebte ich bereits an diesem Ort. Es war nicht mehr als ein verfallenes Langhaus, ganz aus Stein erbaut, mit einem Turm, dessen Spitze in sich zusammengefallen war. Ein Hinterhof, an dem die Fluten der Wimmer vorbeirauschten, ein Brunnen, ein Schweinestall - das war es schon. Ein ganz gewöhnlicher Ort, wenn da nicht der Zauber gewesen wäre, der auf diesem Gebäude lag.

Wie ein Artist, der eine Münze verschwinden lassen konnte und manchmal das staunende Publikum mit offenen Mündern zurückließ, war es so, als hätte jemand Backstein

für Backstein, Schindel für Schindel des Langhauses für die Augen der Winterburger unsichtbar gemacht. Es war nützliche Magie, nur für meine Augen sichtbar. Niemand außer mir hätte diesen Ort finden können.

Jetzt aber spürte ich, dass da jemand war, der mich beobachtete. Es war nur eine Ahnung, zwischen den rauschenden Fluten der Wimmer hinweg. Das Rascheln eines Blattes, das Knacken eines Zweiges, waren da Schritte in der Dunkelheit? Fast glaubte ich, ein leises Klingeln zu hören. Als würde man ein paar Schellen tüchtig durchschütteln. Da war noch etwas, das mir auf mein Gemüt schlug. Ein Geruch, zuerst so flüchtig, dass ich meinte, ich hätte ihn mir nur eingebildet.

*Faulendes Fleisch*, dachte ich und im selben Augenblick war er wieder verschwunden.

Dieser Geruch tauchte auf, wann er wollte, störte meine Ruhe und nahm Geist und Körper in Beschlag. Ich wurde ein Getriebener in meinem eigenen Heim, zögerte den Schlaf immer weiter hinaus und ließ das Feuer im Innenhof länger brennen, hin- und hergerissen zwischen dem Verlangen, zu fliehen und dem Trotz, meine geliebte Ruine nicht aufzugeben. Ich kann nicht sagen, wie oft ich alles abgesucht hatte. Nach Spuren, die meinen Verdacht bestätigt hätten. Doch es blieb nur dieses Gefühl der Unruhe, das einem die Haut jucken lässt und mich wie ein Vögelchen aufscheuchte.

Am dritten Tag dann, nach einer Nacht, in der mir wenig Schlaf vergönnt war, begrüßte ich die Morgensonne, atmete einmal tief durch und zog fluchend die Tür des Langhauses hinter mir zu.

Schon bald hatten mich Winterburgs Gassen verschluckt. Es war mein Tagewerk, dem ich nachging. Ich suchte das Gedränge in den Straßen, den schweren Geruch von Schweiß und schuftenden Leibern und ließ meine Hände arbeiten, zufrieden, etwas zu tun zu haben. Das Ritzen eines Täschleins, ein Griff in einen Korb voll reifer Äpfel, die Kunst,

eine unübersichtliche Situation zu nutzen und den Konstablern aus dem Weg zu gehen.

Es war ein gutes Gewerbe. Ich wurde nicht reich, aber es brachte mich über die Winter. Es war ein unstetes Dasein, aber ich war mein eigener Herr und frei. Denn in den sechs Jahren, die ich schon in Winterburg lebte, hatte ich nicht ein einziges Mal die Hand eines Konstablers auf meiner Schulter gespürt. Bei aller Bescheidenheit: Ich war wirklich gut, besaß flinke Hände und die nötige Portion Ehrgeiz, um meine Techniken im Laufe der Jahre zu verfeinern.

Auch an diesem Tag war ich zufrieden, trotz meiner schweren Glieder. Sieben Pfennige, ein Haferkuchen, den ich schon mittags verspeist hatte und manche Schimpfworte, die mir vergebens nachgerufen wurden, konnte ich verbuchen, als ich bei Einbruch der Nacht erschöpft wieder zur Ruine zurückkehrte.

Ich entzündete ein Lagerfeuer, hörte die Wimmer und versuchte, die Wärme des Feuers zu genießen. Doch nach einiger Zeit fing das Jucken wieder an, die Unruhe in meiner Brust und das ständige Gefühl, dass mir jemand über die Schulter blickte. Verdrossen hielt ich dem Gefühl stand, stocherte in den Kohlen herum und zu allem Überfluss überkamen mich wieder die Bilder meiner Vergangenheit.

Bilder meiner Eltern, armem, aber strengen Landvolk. Bilder von langen Tischgebeten, mit denen wir unsere Mahlzeiten begannen, die Knute eines harten Vaters, das vorgereckte Kinn meiner Mutter, wenn sie wie eine gleichmütige Königin meine Bestrafungen hinnahm. Rechtschaffen und nur Gott und meinem Vater untertan. Ich trage die Narben von damals noch heute auf meinem Rücken und bin doch an sie gebunden, denn meine Eltern waren es, die mir den Namen Josef gaben.

Ich spuckte in die Flammen und lächelte grimmig, als ich an diese Zeit zurückdachte. Die Zeit, die mich so viel über die menschliche Natur gelehrt hatte. Doch da war auch eine andere Zeit, als ich endlich ausgerissen war.

Die erste Nacht in Winterburg, bevor ich die Ruine fand. Ich, ein Junge von vielleicht gerade zwölf Jahren, der dabei zusah, wie zwei Konstabler mit ihren Knüppeln auf einen Mann einschlugen. Ein unglücklicher Zunftkollege, der es auf das Geld einer hohen Herrin abgesehen hatte.

Zumindest erzählten es sich so die Schaulustigen.

Ich weiß nicht, ob es das Verbrechen oder einfach nur die pure Lust war, weshalb die Konstabler ihn halb tot geschlagen hatten. Sie schleiften seinen kümmerlichen Rest zum Zwingturm hinauf und ich sah staunend zu, wie sie ihn mit einem Strick um den Hals von den Zinnen warfen. Ich vernahm deutlich das Klacken seiner Holzschuhe, die bei jeder kräftigen Bö gegen die Granitsteine der Mauer schlugen, betrachtete sein Gesicht, das langsam blau anlief, eine kleine Ewigkeit, selbst dann noch, als das Zucken seines sterbenden Körpers erlahmte...

Ich schreckte auf, als ich mir meines Dämmerzustandes bewusst wurde. Nein, etwas hatte mich aufgeschreckt. Leise, aber deutlich hörte ich ein Klingeln, das vom Fluss heraufkam. Die Unruhe, die sich in meinem Körper eingenistet hatte, füllte plötzlich meine Brust und ließ mich schwindeln. Ich sprang auf, zog die Tür des Langhauses hinter mir zu und spähte, nur durch ein paar lächerliche Holzlatten geschützt, auf das Lagerfeuer.

Dort, auf der anderen Seite des Feuers, wo sein Lichtkegel mit der Dunkelheit verschmolz, sah ich die Umrisse eines Schattens. Die Silhouette eines Mannes, klar erkennbar. Der Rumpf, Arme, ein Kopf.

Ich hatte nur wenige Sekunden Zeit, das alles wahrzunehmen, da zog sich der Schatten so rasch und lautlos zurück, dass es mir den Magen umdrehte. Der faulige Gestank kroch mit neuer Intensität durch die Bretterritzen. Er war plötzlich so schwer und unerträglich, dass er meine Nerven angriff. Eine unnatürliche, durch nichts zu erklärende, Panik ergriff von mir Besitz.

Ich konnte keinen Gedanken mehr fassen, fuhr hoch und musste flüchten, wenn mein Geist nicht zerreißen wollte.

Wie von Sinnen rannte ich durch die Straßen von Winterburg, nur weg von diesem Mann und dem Gestank, den er mit sich trug und der mir den Verstand raubte.

Wohin rannte ich? Es war mir einerlei. Ich war mir zwar vage bewusst, dass es keinen Ort gab, an dem ich hätte Zuflucht finden können. Doch meine vertraute Ruine, der Ort, an dem ich so lange meiner Einsamkeit gehuldigt hatte, erschien mir plötzlich zutiefst zuwider.

Ich nahm Abzweigungen, sprang über Bretterzäune und kämpfte mich durch Hinterhöfe, doch der Mann folgte mir. Sein Geruch war stets da, schwach, aber wahrnehmbar. Ich machte den Fehler, nachdem ich unter dem Lichtkegel einer Straßenlaterne hindurchgelaufen war, einen Blick zurückzuwerfen.

Wieder sah ich nur seine Umrisse. Er lauerte am Straßenrand und beobachtete mich aus einem der Häusereingänge. Dann verschwand er und im nächsten Augenblick hörte ich das Klingeln seiner Schellen auf der anderen Straßenseite. Diese Schnelligkeit war mit nichts zu vergleichen, was ich jemals gesehen oder gehört hatte. Er stand da, verschwand erneut, tauchte zu meiner Linken wieder auf und der Gestank war stärker denn je.

Wer immer er auch sein mochte, er war überall. Als ich das endlich erkannt hatte, blieb ich stehen und streckte meine Schultern. Entgegen all meiner Instinkte, aber aufrecht, stellte ich mich unter die nächste Straßenlaterne. Ich wollte sein verdammtes Gesicht sehen und wartete. Nichts war zu hören außer meinem pochenden Herzen und meinem stoßweisen Atem.

»Scheißbalken«, rief ich, nur um mein eigenes Herz nicht mehr schlagen zu hören. »Wo bist du?«

Doch der Mann antwortete nicht. Ich blickte in die Dunkelheit, unschlüssig, was ich als nächstes tun sollte. Innerhalb des Lichtkegels fühlte ich einen gewissen Schutz, aber ich konnte nicht die ganze Nacht hier herumstehen. Ich wühlte in meinen Taschen und fand meine Essgabel, die ich

wie eine Waffe vor mich hielt. Nur langsam wollte sich mein Herz beruhigen.

»Wo bist du?«, rief ich noch einmal und suchte die Häuser links und rechts von mir nach einer Bewegung ab.

In diesem Moment geschahen zwei Dinge fast gleichzeitig. Der Wind trug den Gestank zu mir, so stark, dass ich meinte, der Mann müsste direkt hinter mir stehen. Dann traf mich etwas auf den Hinterkopf und ich hörte ein Summen wie von einem ganzen Bienenschwarm, das schnell lauter wurde und endlich, als mir schwarz vor Augen wurde und ich zusammenbrach, abebbte und verschwand.



Welch erbarmungslose Kräfte hatten auf mich eingewirkt. Dies war der Ausgangspunkt, der alles veränderte, die Kreuzung, an der sich mein Schicksal und das der Hexen und des Totengräbers schnitten und zusammenfanden. Von nun an würde ich kein Unbeteiligter mehr sein in ihrem verwobenen Netz, das mich Zeit meines Lebens nicht mehr loslassen würde.

Natürlich wusste ich davon noch nichts, als ich mit einer dicken Beule am Hinterkopf und gewaltigen Kopfschmerzen wieder zu mir kam. Im ersten Augenblick, in dem mein Verstand wieder einsetzte, hatte ich keine Ahnung, wo ich war oder wie ich hierhergekommen war. Ich versuchte die Augen aufzubekommen, doch meine Lider waren schwer wie Wackersteine.

Ich lag auf dem Bauch, den Kopf zur Seite gedreht. Der Boden fühlte sich eiskalt unter meiner Wange an. Nur langsam wollten sich meine Augen öffnen, und ebenso behäbig kam die Erinnerung an meine Flucht zurück. Immer noch lag ich im Lichtschein der Straßenlaterne.

Mein Körper fühlte sich schrecklich steifgefroren an, die Bewegungen waren so schwach wie die eines Sterbenden in den letzten Lebenszügen. Es dauerte lächerlich lange,

aufzustehen und - angelehnt an dem Laternenpfahl - mein Gleichgewicht zu halten. Es war immer noch dunkel. Zu beiden Seiten der Straße drängte sich eine endlose Reihe von Giebelhäusern. In ihren oberen Fenstern brannte der Schein vereinzelter Kerzenlichter. Wie spät es wohl sein mochte?

Mein Blick fiel auf etwas, das sich außerhalb des Lichtkegels befand und mir zuerst nur wie ein unförmiges Bündel erschien. Die dichten Wolken hatten auch das letzte Mondlicht verschluckt. Es war unmöglich, zu erkennen, was es war. Das Einzige, das ich sicher wusste, war, dass es vorher noch nicht dagelegen hatte. Als ich, meiner Neugier folgend, auf das Bündel zuwankte, sah ich zuerst nur eine grobe Decke, wie man sie für Pferde in den Wintermonaten benutzte. Unter ihren Rändern ragte ein Arm hervor, und eine Hand, so zierlich und feingliedrig, dass sie nur einer Frau gehören konnte.

Ich vergaß meine Kopfschmerzen, die schräge Situation, in der ich mich befand und schlug ein Kreuz mit einer Entschlossenheit, die nur derjenige aufzubringen vermag, der von Angesicht zu Angesicht dem Tod gegenübersteht. Es war die Leiche einer Frau, die dort vor mir lag.

Ich vergaß, wegzulaufen. Ich vergaß, mich zu verstecken. Jeder vernünftige Gedanke hatte sich bei diesem Anblick verflüchtigt.

Hatte ich Angst? Ja sicherlich. Eine beklemmende Furcht vor dem, was unter der Decke verborgen lag. Doch mehr noch als Angst ergriff mich eine morbide Neugier und ein Verlangen danach, das Gesicht dieser Frau zu betrachten. Man bekam nicht oft Gelegenheit, so etwas zu sehen.

Der Arm, der unter der Decke hervorragte, war schmal und weiß wie ein Fischbauch. Ich streckte meine Hand aus, hob die Decke hoch, gerade so weit, dass ich zwei Füße in sorgfältig geschnürte Lederstiefeln und den Saum eines dunkelblauen Kleides sah.

Ich schüttelte mich vor Kälte. Meine Neugier steigerte sich zur Faszination, meine Erschütterung zum Verlangen. Nicht

einmal, wenn man mir Hände und Füße gebunden hätte, konnte mich jemand daran hindern, einen Blick auf ihr Gesicht zu werfen.

Ein Geruch nach geschälten Zwiebeln stieg von der Frau auf und dennoch, als ich mich mit einer ungeschickten Bewegung zu ihr hinunterbeugte, war es mir für einen flüchtigen Moment so, als könnte ich den Geruch von Fäulnis riechen, schwach nur und doch so vertraut, dass ich zurückschreckte. Es war der Gestank des Schattens, meines Verfolgers, der auf der Leiche lag und bereits dabei war, sich zu verflüchtigen. Zurück blieb nur die Erinnerung an einen schrecklichen Ekel.

Das Blut hinter meiner Stirn pochte, als ich die Decke weiter zurückzog. Das Gesicht der Frau war so makellos weiß und unverdorben wie der erste Winterschnee. Sie hatte die Lippen leicht geöffnet und ihr überraschter Blick traf mich mit einer Unschuld, die mich im Inneren berührte. Sie war so gegensätzlich zu dem, was mein eigenes Wesen ausmachte, dass ich ihren Anblick auch heute noch klar vor mir sehe, wie die Umrisse meines eigenen Spiegelbildes. Auf ihrer Stirn, über ihrem schmalen Nasenrücken, waren feine Einschnitte in der Haut zu erkennen. Klare Linien, die zusammengenommen die Umrisse eines roten Pentagramms formten. Ich fuhr mit meinen Fingern über die Vertiefungen. Es war, als hätte jemand die Linien mit einem scharfen Messer ins Fleisch geschnitzt.

Das Zeichen der Hexen.

Ich hätte damals weglaufen sollen. Wer auch immer ein Interesse daran gehabt hatte, mich mit dem Tod dieser Frau in Verbindung zu bringen, es war mir spätestens in diesem Augenblick klar, dass ich rennen musste, so schnell ich konnte. Doch wohin hätte ich mich wenden sollen? Der Schatten, der es auf mich abgesehen hatte, würde mich überall in dieser Stadt finden. Vielleicht lauerte er selbst jetzt noch in einer dunklen Ecke. Stattdessen blieb ich, überrascht, dass die Gerüchte über die Hexen und das

Zeichen auf ihrer Stirn wahr waren, von Neugier übermannt, als ich sah, warum sie starb.

An ihrem Hals hatten sich dicke, rote Fingerabdrücke in das Fleisch gedrückt, die im Kontrast zur makellosen Haut nur umso schrecklicher hervortraten. Jemand hatte die Frau erwürgt. Ich konnte mir vorstellen, wie sie versuchte, zu schreien und kein Laut aus ihrer Kehle drang, wie ihre Lungen bebten unter dem verzweifelten Verlangen nach Luft und ihr langsam die Sinne schwanden. Doch jedes Mitgefühl wurde rasch erstickt, als ich sah, was dort aus ihrem Torso hervorgekrochen kam und mit jeder Minute weiter anschwell.

Es war das erste Mal in meinem Leben, dass ich einen Rachegeist zu Gesicht bekam.



Sie packten mich und waren nicht gerade zimperlich. Der andere Konstabler hob seinen Knüppel und platzierte einen groben Schlag in meinem Gesicht. Er traf den Wangenknochen so hart, dass mein Kopf zur Seite schleuderte und ich zu Boden ging. Der Schock des Aufpralls war so groß, dass ich hilflos, wie ein Fisch auf dem Trockenen, liegen blieb. Mein Verstand, der bereits zuvor hart auf die Probe gestellt worden war, brauchte eine Weile, um die Situation zu erfassen.

»Wohin so eilig?« Der fette Konstabler drehte meinen Arm auf den Rücken und zog ihn hoch, bis ich dachte, er müsse brechen. Meine Protestlaute blieben ungehört. »Weißt du nicht, dass der Kolja heute auf Hab Acht ist? Wenn du meine Uniform siehst, musst du laufen, Bengel. Hat dir das niemand gesagt?«

Er zog meinen Arm ein Stück weiter hoch, bis mein wütender Schrei durch die Straße hallte. Kolja betrachtete mich. Seine Nasenflügel flatterten bei jedem Atemzug. Die Schirmmütze war tief in sein Gesicht geschoben. An ihren Rändern sah ich einen gelben fleckigen Streifen. Getrockneter Schweiß. Der dicke Bauch wölbte sich mit frecher Keckheit nach vorne und setzte die Knöpfe seiner dunkelblauen Uniformjacke unter Hochspannung.

Für diese Bemerkung hätte ich Kolja am liebsten in sein Gesicht gespuckt, wenn ich nicht geahnt hätte, dass dieser Menschenschlag nur darauf wartete, mit härterer Gewalt vorgehen zu können.

Er hatte immer noch den Schlagstock griffbereit und schien nicht gewillt, ihn ungebraucht zu lassen. Sein schnaufender Atem und die fast schon kindliche Vorfreude in seinen Augen auf das, was er noch mit mir machen würde, sind mir bis heute im Gedächtnis geblieben. Ein zahnloser Schrecken, der sich Erinnerung nennt. Schon damals bemerkte ich, dass seiner Hand, die den Schlagstock hielt, der Zeigefinger und die obere Kuppe des Daumens fehlte, und war mir bewusst, dass ich bis über beide Ohren in der Scheiße steckte.

»Mord an einer Frau. Flucht vom Ort des Verbrechens.« Er schnappte nach Luft. »Das ist.« Er suchte nach den Worten. »Belastbar. Mehr brauchen wir gar nicht.«

Ich wollte etwas erwidern, doch sein Begleiter, ein dünner Mann im Vergleich zu Kolja, mit dichten Augenbrauen, die über der Nasenwurzel zusammenliefen und etwas Verschlagenes an sich hatten, kam mir zuvor. Die Stimme hoch, fast schon überfordert.

»Sie trägt das Mal, Kolja. Herr Gott noch mal. Der Bastard hat 'ne Hexe ermordet.«

»Ich habe niemanden ermordet«, stieß ich aufgeregt hervor.

Meine Stimme klang rau und hölzern, sogar in meinen Ohren. Es war Jahre her, dass ich mit jemandem gesprochen hatte. Außer bei meinen Selbstgesprächen in der Ruine benutzte ich meine Stimme nie. Sie war ein ungeschliffenes Instrument, wie eine verstimmte Geige, mit der man nur ein Quietschen hervorbrachte, vor dem man sich unangenehm berührt abwenden wollte.

Kolja rammte seinen Schlagstock in meinen Magen und ließ mich in den Händen seines Kollegen. Er betrachtete das Mal und ein Ausdruck des Widerwillens glitt über sein Gesicht. Er bemerkte nicht die hässliche Fratze, die immer weiter in die Höhe wuchs, rieb sich seine Hände und blies hinein.

»Kalt wie ein Hundearsch heut Nacht. Verdammtes Herbstwetter.«

Er bückte sich über die Leiche, durchsuchte ihre Taschen und ich sah für einen kurzen Moment, wie er einen Gegenstand in seiner Uniform verschwinden ließ. Dann wandte er sich wieder mir zu.

»Das sieht nicht gut aus, Junge.« Seine Augen weiteten sich, die Lippen zusammengepresst. »Nein wirklich, eine Hexe. Man sieht dir gar nicht an, dass du dazu fähig bist. Und dennoch: Mord bleibt Mord, egal wie man es dreht und wendet.«

»Flinke Hände und ein rasches Urteil. Ihr würdet-.« Einen guten Dieb abgeben, wollte ich sagen, doch weiter kam ich nicht.

Mir verschlug es die Sprache, als ich sah, wie sich der Rachegeist bei meinen Worten zu mir drehte. Aus der unförmigen Masse hatten sich zwei leere Augenhöhlen herausgeformt, die mich mit Interesse zu mustern schienen. Es kostete Mühe, meine aufsteigende Panik zu unterdrücken.

»Nun, wir werden sehen.« Koljas Lächeln verriet seine Vorfreude. »So etwas wird sich im Zwingturm klären lassen. Freiwillig oder mit Nachdruck. Es liegt bei dir.«

Das also war Kolja. Ein Mann für das Grobe, ein rohes Gemüt, eigentlich dem meinen gar nicht unähnlich. Erst später erfuhr ich um seine Verdienste in der Armee. Dass er sich zum Korporal hochgedient hatte, bis ihm eine Kartätschenladung seine halbe rechte Hand zerfetzt hatte und er zu den Winterburger Patrouillen versetzt wurde. Ich hegte für Kolja von Anfang an keine große Sympathie und es war nicht nur sein Schlagstock, der mich an den eigenen Vater denken ließ.

Sein Blick musterte mich abschätzend und mit einer Spur von Ekel. Ich starrte vor Dreck. Die Befürchtung, ich könnte seine Uniform beschmutzen, stand ihm ins Gesicht geschrieben. Er wies den anderen Konstabler an, meine Hände mit einem Strick zu binden.

Mittlerweile hatte sich, angezogen von der frühen Morgenstunde und den Uniformen, unter der Laterne eine kleine Menschenmenge versammelt. Sie bekreuzigten sich, ein jeder murmelte ein Gebet, als sie das Mal auf der Stirn sahen. Der Fund einer Hexe war außergewöhnlich. Wenn sie nur das gesehen hätten, was ich aus dem Bauch der Hexe kriechen sah.

Ich hielt meinen Blick stur auf den Horizont gerichtet. Kolja griff unter seine Uniform, zog einen stählernen Flachmann hervor und nahm zwei kräftige Schlucke. Sein Zeigefinger klopfte mir drei Mal auf die Brust. Es schien mir so, als wolle

er den Fall bereits in der nächsten Minute zu einem Abschluss bringen. In seinen Augen hatte er den Mörder schon längst vor sich stehen.

»Wirst du uns dein Motiv freiwillig verraten? Eine Buhlerschaft vielleicht?« Ich schwieg. »Der Bruch eines Dämonenvertrags?« Und kniff die Lippen zusammen. »Du willst es uns nicht sagen? Nun gut.«

Fassungslos blickte ich Kolja an. Meinte er das wirklich ernst? Noch nie hatte ich eine Hexe gesehen, geschweige denn mit einer gesprochen. Allerdings war ich mir sicher, dass es für diesen Mord mehr bedurft hatte als reine Muskelkraft. Man konnte eine Hexe nicht einfach umbringen. Sie waren stark wie Bären und schlau wie Füchse. Eine Vorstellung, die Kolja nicht zu teilen schien.

»Wie?«, brachte ich schließlich hervor.

»Bitte?« Kolja schien mit der Frage nicht gerechnet zu haben.

»Wie hätte ich sie umbringen sollen? Eine Hexe. Glaubt ihr, ein Bengel wie ich wäre dazu in der Lage?«

Mein Leben als Dieb hatte mich nicht gerade reich gemacht. Ich war dünn und schlaksig, hatte nicht ein Gramm Fett auf den Rippen.

»Nein, nein, nein.« Kolja schüttelte energisch den Kopf. »Ich stelle die Fragen. Und wenn du sie nicht beantworten willst, solltest du die Schnauze halten, bis wir dich in den Zwingturm gesteckt haben. Die Daumenschrauben werden dich wie eine Nachtigall singen lassen. Vielleicht, ja, vielleicht bist du sogar einer von ihnen.«

»Ein Hexer?«

Was war dieser Kolja nur für ein Vollidiot. Dass er ebenso schnelle wie falsche Schlüsse zog, machte ihn in meinen Augen nicht gerade sympathischer. Doch vielleicht war ich ja der größere Idiot. Ich hätte die Schnauze halten sollen, wie er es gesagt hatte.

*Herr Gott*, dachte ich und mir schwindelte beim Gedanken an die Konsequenzen. *Lass mich nicht als Hexer enden.*

Tod durch Erhängen war eine Sache. Die Folter eines Hexers, die sich über Tage und Nächte erstrecken konnte und an deren Ende doch nur wieder der Tod wartete, war eine ganz andere. Eine Stunde in den Daumenschrauben und ich hätte nicht nur den Mord an der Hexe gestanden, sondern auch meinen Pakt mit dem Teufel, um den gesamten Klerus von Winterburg um die Ecke zu bringen.

Kolja nahm noch einen Schluck aus seinem Flachmann und rieb sich seine kalten Hände.

»Nun, wir werden sehen«, sagte er und vergewisserte sich, dass mein Strick fest genug saß.

»Scheiße.«

Warum musste ich nur so verdammt neugierig sein?



Wie könnte ich die Angst auf den Gesichtern der braven Winterburger am besten beschreiben, als sie ihrer Neugier folgend das Pentagramm sahen? Die Angst, die ich in ihren Gesichtern las und die ich mit ihnen teilte?

Sogar Kolja, der sich scheinbar alle Mühe gab, einen Eindruck von Autorität zu vermitteln, spürte die Nervosität der Menge. Seine unruhigen Augen, der unstete Blick und die fünf Falten, die sich auf seiner Stirn zusammenzogen, wenn er die Leiche betrachtete, zeugten von der Angst vor den Hexen.

Es war wie ein dräuender Schatten auf den Gemütern der Menschen, eine unbekannte Gefahr, die außerhalb des täglichen Handwerks und der fetten Schweinerippe an Sonntagen lag. Eine Gefahr, die man nur aus Geschichten kannte und von der man sich sicher war, dass sie niemals auf einen selbst zukommen würde. Man verbannte die Hexen aus dem Alltag. Es war einfacher, als den Gedanken zu ertragen, dass im Untergrund von Winterburg etwas Unerwartetes lauerte, das sich der eigenen Kontrolle entzog. Dass da etwas war, das die tägliche Routine der Bürger, die

sich von der Wiege bis zur Bahre wiederholte, aus den Fugen bringen konnte.

Und doch lag hier auf offener Straße der unumstößliche Beweis, dass diese Gefahr real war und mitten unter uns weilte. Die Männer mochten noch so sehr den Kopf schütteln, die Frauen sich noch so sehr bekreuzigen, es änderte nichts daran, dass vor ihren Füßen die Leiche einer Hexe lag.

Kolja rückte seine Schirmmütze zurecht, während drei weitere Konstabler, von Koljas Trillerpfeife herbeigerufen, den Ort des Verbrechens absperren und einen breiten Ring um uns bildeten.

Auf einem Pferd, so kräftig und wohlgenährt, wie man sie selten in Winterburg sah, kam ein weiterer uniformierter Mann angeritten, den Degen, das Erkennungszeichen der Offiziere, locker an der Hüfte baumelnd und mit durchgedrücktem Rücken. Schon von Weitem sah ich, dass es sich nicht nur um einen einfachen Offizier, sondern um den Kopf der Stadtwache selbst handelte: Oberst Lewjew. Die Situation wurde immer bizarrer und ich selbst immer kleiner.

»Was macht der denn hier?«, murmelte Kolja unbehaglich.

Sofort stieg der Oberst in meiner Achtung. Seine akkurate Uniform, seine frischgewienerten Stiefel und der saubere Haarschnitt, all das vermittelte mir den Eindruck eines gesetzestreuen und gottesfürchtigen Mannes. Jemand, der vor dem Einschlafen betete und morgens als erster zum Dienst erschien. Ein langweiliges Leben, keine Frage. Aber ich war froh, dass Kolja nun nicht mehr das Sagen hatte.

Lewjew stieg ab und trat mit dem Pferd am Zügel auf die Leiche zu. Wieder sah ich das gleiche Phänomen. Der Oberst zog die Decke zurück und betrachtete die Hexenleiche. Doch von dem Rachegeist nahm er keine Notiz. Sein Pferd zeigte mehr Reaktion, denn es scheute plötzlich und wollte sich losreißen. Ich konnte es ihm nicht verdenken, als ich die Leiche nun sah.

Unter den Rändern der Decke kamen kalkweiße Würmer hervorgekrochen, an deren Spitze hornartige Fortsätze über das Kopfsteinpflaster kratzten, Fingernägeln gleich und doch viel länger und biegsam. Sie krochen aufeinander zu, verschmolzen zu dicken Strängen und wanderten den Hexenleichen hinauf, wo sie sich wiederum mit anderen Strängen vereinigten. Der Anblick hatte etwas Teuflisches an sich und erschreckte mich umso mehr, als dass diese abscheulich wandelbare Substanz in einem solchen Kontrast zu den schönen Konturen der Frau stand.

Oberst Lewjew inspizierte die Leiche ausgiebig, bevor er auch nur ein Wort mit mir gesprochen hatte. Für Kolja hatte er nur ein knappes Nicken übrig. Jetzt jedoch bemerkte er meinen Gesichtsausdruck. Er blickte mich voller Argwohn an und ich ihn voller Unglauben. Er stand keinen halben Meter von der Frau entfernt und schien nicht das Geringste von der Manifestation des Geistes wahrzunehmen.

»Was ist los?« Er sprach mich mit eindringlicher Stimme an. »Siehst du etwas? Passiert etwas mit der Leiche? Rede, Junge, wenn du deinen Kopf aus der Schlinge ziehen willst.«

Ich setzte zu einer Antwort an und wollte ihm alles erzählen. Ein Gefühl übermannte mich, als müsste ich mir diesen Schrecken von der Seele reden, oder es würde mein Gemüt für immer verdüstern. Aber ich mahnte mich zur Vorsicht.

*Lass dich nicht in Verbindung mit Hexerei bringen, pochte eine Stimme in meinem Kopf. Lass sie nicht wissen, was du siehst.*

»Nein«, log ich. »Da ist nichts. Es ist das erste Mal, dass ich eine Leiche sehe. Bedrückend ist es. Und schrecklich.«

Lewjew fixierte mich mit äußerster Konzentration. Doch er konnte nicht sehen, was ich sah. »Wir werden dich zum Zwingturm mitnehmen, wo du uns Rede und Antwort stehen wirst.«

»Natürlich.«

Ich hatte Schwierigkeiten, mich auf seine Worte zu konzentrieren. Es war schwer, den Blick von der Leiche zu

wenden. Die bleiche Masse, die aus dem Körper herauswuchs, wurde mit jeder Minute größer. Unwillkürlich trat ich ein paar Schritte zurück, als ich sah, wie sie sich nach oben und unten verzog, wie ihr Kopf, Arme und Beine wuchsen.

Knochen zuerst, so dürr und ausgemergelt, dass ich aufschreien wollte. Eine fleckige Haut zog sich darüber, filzige graue Strähnen wuchsen aus der Haut hervor, dort, wo einst die schwarzen Locken der Frau wuchsen. Ihr Gesicht, das unverkennbar dem der Hexenleiche ähnelte, war schrecklich entstellt. Ihre Lippen zitterten, die bleichen Lider flatterten, bis sie schließlich das enthüllten, was einst ihre Augen waren. Doch da waren nur die tiefen Gruben, leer im Schatten liegend und so furchtbar anzuschauen, dass ich weiter zurückwich.

»Was siehst du, verdammt?«, verlangte Lewjew zu wissen.  
»Ich sehe es dir an, dass hier etwas nicht stimmt.«

»Ich sagte doch, dass da nichts ist.«

Ich versuchte mich zu befreien. Doch Kolja packte mich nur umso fester und zog meinen Arm hinter meinem Rücken hoch, bis ich dachte, er müsste meine Schultern ausrenken.

Immer noch konnte ich den Blick nicht von diesem scheußlichen Geschöpf abwenden. Es hatte zuerst unbewegt über dem Leichnam geschwebt. Aber als ich zu sprechen begann, drehte der Geist seinen Kopf in meine Richtung und die tiefen Augenhöhlen richteten sich auf mich. Ein Grauen packte mich, als er mit einer flinken Bewegung seine bleichen Hände nach mir ausstreckte. Ich wollte mich von Kolja losreißen, stolperte und fiel auf meinen Hintern.

»Siehst du einen Geist von ihr?«, sprach der Oberst eindringlich auf mich ein. »Ist es das, was du siehst?«

»Ja, ja«, schrie ich einer Panik nahe. »Lasst mich weg von hier, verdammt. Ich muss weg. In den Zwingturm, wenn es sein muss. Aber lasst uns hier verschwinden.«

Der Geist der Frau, dieses schreckliche Antlitz, streckte sich nach mir aus. Ein giftiges Gurgeln entfuhr ihrem Mund,

als sie mich nicht erreichen konnte. Was immer es auch sein mochte, das ihr die Gestalt von Materie gab, war immer noch mit der Leiche verwachsen. Der Geist war gefangen. Er schlug um sich, biss nach seinen Füßen, doch konnte er sich nicht befreien.

Ich krabbelte mit gefesselten Händen von ihm weg, so gut es ging, bis Kolja mich an den Haaren wieder hochzog und mich unsanft auf die Beine brachte.

»Was fällt dir ein, so mit dem Oberst zu reden?« Sein Gesicht war dem meinen sehr nah. Ich roch seinen sauren Atem und versuchte mich wegzudrehen. Mir schwirrten die Sinne vor Angst und Ekel.

»Lass ihn, Kolja.« Lewjews Stimme war ruhig, doch er sah ja nicht, was ich sah. »Hast du dafür gesorgt, dass Mitja hiervon erfährt?«

Kolja ließ meine Haare los und zog seine Uniform glatt.

»Nicht nötig, Herr Oberst. Ich schwöre hoch und heilig, dass es bei dem Totengräber mit dem Teufel zugehen muss. Seht die Straße herunter. Er scheint bereits davon zu wissen.«

Lewjew und ich, der den Geist nur zögernd aus den Augen ließ, wandten unsere Blicke in die angegebene Richtung und ich schwöre, im selben Augenblick vergaß ich sowohl den Rachegeist als auch die Gefahr des Zwingturms.

Denn es war dieser Moment, in dem ich das erste Mal meinen Meister, Mitja, den Totengräber sah.

Es war ein Anblick. Das kann ich euch sagen. Ein Anblick, vor dem ich zurückweichen wollte, wenn ich nur gekonnt hätte und der doch die anderen noch mehr frösteln ließ als mich.

Kolja musste seinen Flachmann wohl bald leergetrunken haben, denn er nahm noch zwei hastige Schlucke. Der Oberst straffte die Schultern, als müsse er sich einem Sturm entgegenstemmen.



**D**ort kam er angezockelt, der Karren des Totengräbers. Von zwei plumpen Ochsen gezogen, fuhr er das nasse Kopfsteinpflaster herauf. Die Menschen wichen zurück. Alle fürchteten sich vor Mitja, dem Unberührbaren, der den Friedhof außerhalb von Winterburg mit Toten füllte. Mitja, der Große, Mitja, der Grausame und was weiß ich, was die Leute ihm noch für Namen gaben. Sein Geschäft war der Tod, seine Kunden die Leichname, die er von der Straße aufsammelte.

Die Winterburger machten ihm Platz, wenn sie ihn sahen. Niemand wollte mit ihm zu tun haben und sein langer Stab aus gespaltenem Holz, dessen Spitze wie die Hörner des Teufels aussah, hätte nicht mehr Aufmerksamkeit erregen können, wenn er einen Totenschädel auf ihn gespießt hätte.

Mitja war vielleicht vierzig Jahre alt, als ich ihn das erste Mal traf. Es war schwer zu sagen, denn die Arbeit als Totengräber machte alt, auch wenn man selbst noch jung war. Seine Bewegungen waren langsam, der Schritt zögernd und von seinem fettlosen Gesicht schließend, hätte man meinen können, er stehe an der Schwelle des Todes. Er war ein einstmals großgewachsener Mann, der an einer Rückenverkrümmung litt und ständig vornübergebeugt gehen musste. In seinem Bart hingen getrocknete Erdklumpen. Sein breitkrepiger Schlapphut und der suchende Blick, mit dem er jeden betrachtete, machten ihn zu einem Außenseiter, der Außenseiter sein wollte, so als

wolle er jedem, der vorüberging, sagen: Vorsicht. Der Tod ist wachsam. Seine Neugier trifft auch dich.

Mitja war der Unterste der Unteren, noch hinter dem Gerber, hinter dem Bettler, ja sogar hinter dem Henker. Man schwieg sich am liebsten über ihn aus und dennoch gab es wohl keinen Mann in dieser Stadt, vor dem die Leute mehr Angst hatten. Er war wie ein Virus. Der Tod, der an seiner Person haftete, mochte, wenn man nicht aufpasste, einen selbst anspringen wie ein hungriges Tier.

Mitja fuhr mit seinem Karren durch die zurückweichen-den Schaulustigen und verlangsamte sein Tempo erst, als er mit seinem Stab zweimal auf die Rücken der Ochsen klopfte. Sie schnauften geräuschvoll, hielten an und Mitja stieg umständlich vom Kutschbock. Sein verkrümmter Oberkörper wankte bedenklich weit nach vorne. Sein Kopf war vorgereckt.

Selbst Kolja war sein überhebliches Lächeln in seiner verdammten Schnauze hängen geblieben. Lewjews Gesicht war eine Spur bleicher geworden.

Es war gerade dieser Umstand, der dazu führte, dass ich Mitja, obwohl er wirklich hässlich anzusehen war, mit ein bisschen weniger Ekel und ein bisschen weniger Abscheu als alle anderen betrachtete.

Er ging auf Lewjew zu, der die Arme verschränkt hatte. Seine Stimme klang gefasst. Ich kam nicht umhin, seine Haltung zu bewundern. Im Gegensatz zu ihm zitterte Koljas Hand, die mich jetzt am Arm gepackt hielt, verräterisch.

»Es ist eine Hexe, Mitja. Doch Hexe oder nicht, ich erwarte, dass du deine Arbeit verrichtest.«

Mitja beugte seinen Körper noch ein Stück weiter nach unten. Der Versuch einer Verbeugung.

Ohne ein Wort zu erwidern, näherte er sich der Leiche. Sein schwerer Wollmantel streifte mich im Vorbeigehen an der Schulter. Selbst die Erscheinung des Geistes schien bei seinem Nähertreten ein Stück zusammenschrumpfen. Sie wich vor ihm zurück, das sah ich ganz deutlich.